

»Soviel du brauchst« – Und worauf wir mit Gewinn verzichten können«

»Soviel du brauchst« – unter dieser Losung startet heute der 34. Deutsche Evangelische Kirchentag in Hamburg. Was löst dieser Satz bei Ihnen aus? Sehen Sie den reich gedeckten Tisch vor sich oder die Notration, gerade genug, um zu überleben? Ich habe festgestellt, dass dieser Satz in jedem Kontext anders klingt. »Nimm, soviel du brauchst«, das heißt in der Werbung, sich die Taschen zu füllen bis an den Rand. Am Familientisch bedeutet er, darauf zu achten, für wen es außerdem noch reichen muss. Wie möchten Sie dieses Motto verstehen? Wie werden die vielen Kirchentagsbesucher in Hamburg ihre Bedürfnisse und ihre Erwartungen unter diesem Motto stillen? Wird das Motto ein Appell zur Askese, wie man ihn von der Kirche vielleicht erwartet? Oder bleibt da auch noch Platz für Genuss und Lebensfülle? Einen ersten Impuls soll die Bibel geben:

Der Herr sagte zu Mose: »Ich werde euch Brot vom Himmel regnen lassen. Die Leute sollen vors Lager hinausgehen und so viel sammeln, wie sie für den Tag brauchen – aber nicht mehr, damit ich sehe, ob sie mir gehorchen. Am Abend kamen Wachteln und ließen sich überall im Lager nieder, und am Morgen lag rings um das Lager Tau. Als der Tau verdunstet war, blieben auf dem Wüstenboden feine Körner zurück, die aussahen wie Reif. Als die Leute von Israel es sahen, sagten sie zueinander: »Was ist denn das?« Denn sie wussten nichts damit anzufangen. Mose aber erklärte ihnen: »Dies ist das Brot, mit dem der Herr euch am Leben erhalten wird. Und er befiehlt euch: »Sammelt davon, so viel ihr braucht, pro Person einen Krug voll. Jeder soll so viel sammeln, dass es für seine Familie ausreicht.« Die Leute gingen und sammelten, die einen mehr, die andern weniger. Als sie es aber abmaßen, hatten die, die viel gesammelt hatten, nicht zu viel, und die, die wenig gesammelt hatten, nicht zu wenig. Jeder hatte gerade so viel gesammelt, wie er brauchte. Mose sagte zu ihnen: »Niemand soll etwas davon bis zum anderen Morgen aufheben!« Einige hörten nicht auf ihn und legten etwas für den anderen Tag zurück, aber am Morgen war es voller Maden und stank. (Die Gute Nachricht, 2.Mose 16,4+13-20)

Jede Konfirmandin, jeder Konfirmand bekommt drei Zettel in die Hand und nun sollen sie aufschreiben, was sie mitnehmen würden auf eine einsame Insel, um ihr Robinsonleben erträglicher zu machen. Für 40 Tage müssen sie dort ausharren. Menschen dürfen sie nicht mitnehmen, ansonsten sind sie frei in ihrer Entscheidung.

Als ich das Spiel als Jugendlicher kennenlernte, haben wir noch diskutiert welches Buch, welche Langspielplatte mitgenommen werden muss. Diese Mühe machen sich die Jugendlichen heute nicht mehr. Sie nehmen ein solarbetriebenes iPad mit und laden sich alle Lieblingssongs und eine ganze Bibliothek auf, damit sie gut versorgt sind und ich sehe ihnen an, wie wohl sie sich fühlen, das Wichtigste schon gewählt zu haben, obwohl doch noch zwei Wünsche offen sind. Mit denen tun sie sich schwerer. Sie diskutieren

miteinander. Wird es dort zu essen und zu trinken geben? Oder muss man dafür seine Wünsche opfern. Wird es warm sein oder kalt auf der Insel? Findet man dort Tiere oder darf man sich eins mitnehmen? Ich mische mich nicht ein, ich höre zu. Ich will wissen, was ihnen wichtig ist. Was die Jugendlichen zu brauchen meinen. Und wovon sie denken, dass dafür schon irgendwie gesorgt ist, ohne dass sie sich den Kopf zerbrechen müssten. Die Unterschiede sind beträchtlich. Oft reicht ein Stichwort und die Richtung ist klar: in der einen Gruppe entspinnt sich eine Diskussion über die Luxusdinge des Lebens, in der anderen streitet man über die Notwendigkeiten, die ein Überleben erst ermöglichen.

Auch im Seniorenclub sprachen wir darüber, welche drei Gegenstände man auf die Flucht mitnehmen würde, wenn man sich entscheiden müsste. Frau Kressin dachte nicht lange nach, eine solche Entscheidung hatte sie monatelang beinahe an jedem Abend treffen müssen, wenn sie bei Bombenalarm aus ihrer Wohnung in den Keller gehen musste. Die gepackte Tasche griff sie mit einer Hand. Da war das Allernötigste drin, auch ein paar Fotos von der Familie, die sie sogar über den Krieg retten konnte, und dann natürlich die Papiere, denn was ist man in Deutschland ohne Papiere, fügte sie verschmitzt hinzu: Ausweise, Geburtsurkunden, Lebensmittelmarken. In die andere Hand nahm sie ihre transportable Nähmaschine. Das war alles. Und eigentlich war die Nähmaschine am allerwichtigsten, sie hat ihr das Überleben gesichert, so erzählte sie uns, denn als ihr Haus ausgebrannt war und Berlin in Trümmern lag, fand sie mit dieser Maschine und ihren geschickten Händen immer genügend Arbeit, dass es für sie und die Familie zum Leben reichte. Das ist ihre Lebensweisheit: »In der Not reduziert sich alles auf ein Minimum. Wenn man anfängt, sich nach Bohnenkaffee zu sehnen, ist alles fast schon wieder gut.«

Der Zusammenbruch kam völlig überraschend für Christiane. Nierenversagen. Glücklicherweise war ein Krankenhaus in der Nähe und die Ärzte trafen die richtigen Entscheidungen, und so konnte sie gerettet werden. Seit einigen Jahren muss Christiane schon mit der Dialyse leben. Dreimal in der Woche fährt sie in die Klinik, damit ihr Blut entgiftet wird. Nur so kann sie leben. Und sie lebt gern. Christiane geht sogar arbeiten. Nicht mehr so viel wie früher, aber genau so viel wie sie noch schaffen kann. Sie ist Kindergärtnerin in meiner Gemeinde und sie möchte auf diesen Teil ihres Lebens auf keinen Fall verzichten. Die Frage, worauf sie verzichten muss und was sie wirklich braucht, stellt sich ihr nun in vielen Bereichen. Wirklich gebraucht hat sie ihre Freundinnen und Freunde. Das erzählt Christiane, wenn sie an die schwere Zeit zurück denkt. Freunde sind ihr am allerwichtigsten, damals und heute. Und auch die Arbeit ist ihr wichtig, weil ihr die Menschen wichtig sind, die Kinder und die Kolleginnen. Ihren Lebensmut hat sie nie verloren, obwohl es am Anfang düster aussah. Ihr Bewegungsradius war minimal, jetzt kann sie sogar in den Urlaub fahren. Sie hat eine Liste von Dialysezentren und danach plant sie ihre Reisen. In Bulgarien war sie schon, demnächst möchte sie nach Schweden fahren. Das Mitleid für Christianes Schicksal ist Stück für Stück in Bewunderung für ihren Lebenswillen umgeschlagen. Christiane lebt ihr Leben mit all seinen Beschränkungen so couragiert und froh, dass es Mut macht, sie an der Seite zu haben.

Um seinen Speiseplan aufzubessern, hatte ein Bauer ein Vogelnetz zwischen den Bäumen seines Gartens gespannt. Und als er am Abend nachschaute, hatte sich tatsächlich ein Vogel darin verfangen. Als er ihn nun ergriff und töten wollte, bat das Tier um Gnade. »Lässt du mich frei,« so bot ihm der Vogel an, »zeige ich dir

einen Schatz.« Der Vogel war klein und die Überraschung, dass er sprechen konnte war so groß, dass sich der Bauer auf das Geschäft einließ. Er gab den Vogel frei und folgte ihm bis zu einem prächtigen Baum am Rande seines Gartens. »Hier musst du graben,« wies ihn der Vogel an, »dann wirst du einen Goldschatz finden.« Und tatsächlich, der Bauer grub und fand einen Goldschatz. Verwundert fragte er den Vogel: »Wie konntest du den Goldschatz sehen, der unter der Erde liegt und hast das grob geknüpft Netz nicht gesehen, das doch frei in der Luft hing.« »Es ist die Gier,« sagte der Vogel. »Die Beeren in deinem Garten haben mich blind gemacht für die Gefahr, die von dem Netz ausging. Das Gold dagegen bedeutet mir nichts, ich konnte es sehen, weil meine Augen nicht durch Gier geblendet waren.«

Die Gier nach dem Alles hat ihren tiefsten Grund in der Angst vor dem Zuwenig. Je weniger wir unser Auskommen als eine gute Gabe Gottes begreifen oder auch als ein Geschenk der Natur, umso weniger verlässlich scheint die Zukunft. Wenn wir nicht mehr darauf vertrauen, dass letztlich Gott für uns sorgt, dann liegt alles Sorgen auf unseren eigenen Schultern. Wir müssen uns absichern gegen Verarmung, gegen Krankheit, gegen Schicksalsschläge. Höchst sensibel reagieren wir auf alle Anzeichen, die unsere Sicherungssysteme ins Wanken bringen: auf die Eurokrise in Zypern, auf die Krebserkrankung im Bekanntenkreis, auf jede neue Meldung zum Klimawandel. Es klingt paradox, aber die objektiv sicheren Länder dieser Welt werden von verunsicherten Bürgern bevölkert. In einem Land wie Bangladesh dagegen, das wirklich bedroht ist in jeder Hinsicht, leben die Menschen in erstaunlicher Gelassenheit. Als Vikar in Bangladesh habe ich erstaunlich fröhliche Menschen angetroffen und ich habe mich und sie gefragt, wie man in solcher Armut so lebensfroh sein kann? Ich erfuhr, dass sie sich trotz aller Not als von Gott beschenkt erleben. »Gott hat gestern für uns gesorgt, es hat auch heute gereicht, und so vertrauen wir darauf, dass er uns auch morgen nicht im Stich lassen wird«

Ein Thoraschüler kam zum Rabbi und sprach: »Rabbi, du musst mir etwas erklären; ich verstehe es nicht. Es geht um die Schlange. Es heißt, der Ewige hat zur Schlange gesagt: 'Verflucht seist du, verstoßen aus allem Vieh und allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Staub fressen, dein Leben lang...' Und genau das verstehe ich nicht. Da hat die Schlange doch ein Leben lang zu essen und muss niemals hungern. Das ist doch keine Strafe!« »Da hast du Recht«, antwortete der Rabbi. »Die Schlange hat immer zu essen und niemals muss sie um etwas bitten. – Aber genau das,« sagte der Rabbi, »ist ihre Strafe – Nie muss sie um etwas bitten, das ist ihre Strafe!«

Einen Tag lang wollten wir uns im ganz normalen Alltagstrubel auf die Suche nach Gott machen. Dazu hatten wir uns in einem kleinen Begegnungszentrum versammelt, in einem Vorort von Frankfurt an der Oder. Acht Leute wollten erleben, was es heißt, »Exerziten auf der Strasse« auszuprobieren. Der Tag begann mit einer kleinen Andacht. Das Sendungswort war ein Jesuszitat: »Tragt keinen Geldbeutel bei euch, keine Tasche und keine Schuhe, und grüßt niemanden unterwegs.« (Lukas 10,4) Jede und jeder fand in diesem kurzen Text sein persönliches Stichwort, um sich auf den Weg zu machen. Keine Tasche mitzunehmen hieß für die eine, alles eingeübte Wissen über die Dinge einmal abzulegen. Keine Schuhe zu tragen bedeutete für den anderen sich empfindlich zu machen für die Nöte, die ihm begegnen würden. Niemanden zu grüßen, erklärte sich jemand so: missachte die antrainierten Konventionen und rede so direkt wie möglich mit den Leuten, für

dich gelten die üblichen Tabus nicht. Mir genügte schon die erste Aufforderung: Ich ließ mich darauf ein, ganz ohne Geld loszuziehen. Damit war die Busfahrt in die Stadt hinfällig. Ich bin getrampt. Doch das Auto fuhr nur bis zum Stadtrand. Ich bin in die Straßenbahn gestiegen ohne einen Fahrschein zu lösen und habe überlegt, wen ich darum bitten könnte, für mich zu zahlen. Es war mir unangenehm, jemanden zu bitten und so nahm ich lieber das leichte Herzrasen des Schwarzfahrers in Kauf. Dann bin ich über die Oderbrücke nach Slubice gelaufen, dabei hat eine Windböe meinen Schirm zerfetzt. Auf dem Polenmarkt gab es wunderbare Regencapes, allerdings für drei Euro. Die hatte ich nicht. Mir wurde kalt. Die katholische Kirche war verschlossen, man konnte nur in den unansehnlichen Vorraum. Der hielt mich nicht lange. Zurück in Frankfurt wollte ich in die Kunsthalle und wurde abgewiesen. Ohne Geld – keine Karte. Im Kleist-Museum hatte ich mehr Glück. »Lassen Sie mich auch ohne Geld rein?« fragte ich. »Eigentlich nicht,« war die Antwort und der Einstieg in ein nettes Gespräch über das kleine Wort »eigentlich«, über Geld und Geldprobleme und über Heinrich von Kleist, der sein Leben lang damit zu kämpfen hatte. Was habe ich erlebt an diesem Tag ohne Geld? Ich musste mir meine Wünsche verkneifen – ich konnte nicht einfach tun, was ich wollte. Ich war ziemlich ausgeliefert – dem Wetter und den Menschen.

Nach sieben Jahren Dienst bei seinem Herrn zieht es Hans wieder zurück zu seiner Mutter. Er bittet um seinen Lohn und erhält von seinem Herrn einen großen Klumpen Gold. Hans wickelt ihn in ein Tuch und trägt ihn auf der Schulter davon. Nach einiger Zeit, Hans ist schon müde und außerdem drückt ihn das Gewicht des Goldes schwer auf die Schultern, trifft er auf einen Reiter, der ihm anbietet, das schwere Gold gegen sein Pferd zu tauschen. Hans willigt freudig ein, doch das Pferd wirft ihn in den Straßengraben. Ein Bauer fängt das Pferd ein und bietet Hans seine Kuh zum Tausch an. Hans denkt an die Milch und den Käse der Kuh und tauscht gerne sein störrisches Pferd. Als ihn jedoch der Durst quält und er etwas Milch trinken will, bemerkt er, dass die Kuh viel zu alt ist und keine Milch mehr gibt. In diesem Moment kommt ein Metzger mit einem Schwein des Weges und überredet Hans, dieses gegen die Kuh zu tauschen. Hans, in Gedanken schon bei Fleisch und Würsten, zögert nicht lange und geht auf den Handel ein. Mit dem Schwein an einem Strick geht er weiter. Während er so dahinwandert, gesellt sich ein Bursche mit einer Gans unter dem Arm zu ihm. Dieser berichtet ihm von einem Schweinediebstahl in der Nähe und aus Angst davor, für den Dieb gehalten zu werden, bittet Hans den Burschen, ihm doch die Gans für das Schwein zu geben. Glücklicherweise, der Gefahr entronnen zu sein, setzt Hans nun seinen Weg mit der Gans unter dem Arm fort und trifft im letzten Dorf einen Scherenschleifer, der ihm erzählt, wie viel Geld ihm sein Beruf einbringt. Hans ist sofort überzeugt und tauscht seine Gans gegen einen alten Schleifstein. Hans wandert weiter und leidet unter dem Gewicht des Steines. Er kommt zu einem Brunnen, legt den Stein auf den Brunnenrand und will trinken, da fällt der Stein in den Brunnen. Von aller Last befreit und überglücklich kehrt Hans nun zu seiner Mutter zurück.

Überglücklich kehrt Hans zu seiner Mutter zurück und sie nimmt ihn in die Arme und freut sich über seine Heimkehr. Hans erzählt ihr seine Geschichte und sie zuckt mit den Schultern und sagt ihm, dass er nun wieder zuhause ist, das sei das Wichtigste überhaupt! So kann das Märchen enden, denke ich. Allerdings, nur Märchen enden so. Außerhalb der Märchenwelt würde dieser Bursche als Dummkopf gehandelt und mit Vorwürfen überhäuft werden: Hans ist einer, der den wahren Wert der Dinge nicht kennt. Was aber ist der wahre Wert der Dinge? Ist es wirklich nur ihr Tauschwert? Oder liegt die Klugheit eines Menschenlebens

vielleicht darin, sich auf das zu reduzieren, was man wirklich braucht? Ballast abzuwerfen, wann immer sich die Möglichkeit bietet? Wenn du immer soviel hast wie du brauchst, dann bist du frei. Und du bist auf dem richtigen Weg, so wie die Israeliten auf dem Weg aus der Sklaverei in das gelobte Land. »Soviel du brauchst« – diesen Reichtum zu erkennen und zu genießen, das wünsche ich ihnen, das wünsche ich den Kirchentagsbesuchern und das wünsche ich mir.

Musik dieser Sendung

- (1) Allens wat du bruukst, Kirchentags-CD Klangfülle
- (2) Soviel du brauchst, Baltruweit, Gott gab uns Atem
- (3-6) Instrumental, Taize III
- (7) Halleluja, Salvation & Glory, Kirchentags-CD Klangfülle